

Es ist ein altherwürdiger Gebrauch der Universitäten, daß der jedesmalige Rektor, sei es an dem Tage, da er in feierlicher Weise in sein Amt eingeführt wird, sei es an dem Tage, an dem die Universität ihr Stiftungsfest begeht, sei es am Geburts- oder Namenstage des Landesfürsten — und unsere Hochschule ist, wie Sie wissen, durch eine seltene Fügung in der Lage alle drei Feste an einem und demselben Tage zu begehen — es ist, sage ich ein altherwürdiger Brauch der Universitäten Deutschlands und Oesterreichs, daß der Rektor an einem der erwähnten Tage angesichts eines festlich versammelten Publikums Namens der Universität, die er vertritt, ich möchte sagen, sein wissenschaftliches Glaubensbekenntniß ablegt. Und diese Sitte hat ihren guten Grund und ihre Berechtigung. Wohl ist der Rektor nur ein Einzelner aus dem Kreise des Lehrkörpers, der durch die Wahl der Fakultäten für die Dauer eines Jahres an die Spitze seiner Universität berufen wurde und keinem Menschen ist es gegeben aus seiner Individualität herauszutreten und die äußeren Dinge oder Verhältnisse objektiv richtig zu schildern, denn Jeder betrachtet die Außenwelt durch ein mehr oder weniger subjektiv gefärbtes Glas, und demgemäß darf auch der Rektor, der über die wissenschaftlichen Ziele oder über die Wünsche der Universitäten oder über eine sonstige wissenschaftliche Frage spricht, sich nicht rühmen, die Anschauungen der Universität, die er vertritt, richtig wiederzugeben. Wenn man jedoch die verschiedenen „akademischen Reden“ zusammenfaßt,

die an den einzelnen Universitäten bei den betreffenden Anlässen im Laufe der Zeit gehalten wurden und alljährlich gehalten werden — und die einschlägige Broschürenliteratur ist bekanntlich eine ziemlich reichhaltige — so erhält man ein ziemlich vollständiges Bild von den Ideen, die die Universitäten bewegen und von den Zielen, die sie anstreben.

Dieser Sitte folgend, will denn auch ich am heutigen Tage mein wissenschaftliches Glaubensbekenntniß vor Ihnen ablegen und mein bescheidenes Schärfllein beitragen zu dem reichen Schatz an Wissen, der im Laufe der Jahre in jenen „akademischen Reden“ niedergelegt wurde. Das Thema, welches ich heute vor Ihnen zu erörtern gedenke, lautet: Die Nationalökonomie als Wissenschaft und ihre Stellung zu den übrigen Disziplinen.

Zwei Momente waren es namentlich, die mich bei der Wahl dieses Themas geleitet haben. Zunächst war es die Erwägung, daß der akademische Lehrer nach dem Ausspruche des großen griechischen Weisen: „Erkenne dich selbst“ die Pflicht hat, sich gelegentlich die Frage vorzulegen, einmal ob denn das Fach, das er vertritt, auch wirklich das Recht habe als Wissenschaft zu gelten, d. h. ob das betreffende Fach als solches in den Kreis der Wissenschaften gehört, und wenn dies der Fall, ob sodann das Entwicklungsstadium, in dem diese Disziplin sich gegenwärtig befindet, auch denjenigen Anforderungen entspricht, die man mit dem Begriffe „Wissenschaft“ oder „Wissenschaftlichkeit“ zu verbinden gewohnt ist. Mit anderen Worten, was mir vor- schwebt, ist die Frage: „Ist die Nationalökonomie als solche eine Wissenschaft?“, und sodann die fernere Frage: „Darf die heutige Nationalökonomie schon den Anspruch erheben als eine eigentliche Wissenschaft zu gelten, oder ist dies bisher noch nicht der Fall?“

Zum Zweiten habe ich bei der Wahl meines heutigen Themas speziell an Sie, meine jungen Freunde, gedacht, die Sie mit Stolz sich Jünger der Wissenschaft nennen. Die Erörterung

dieses Themas giebt mir nämlich Gelegenheit eine Frage zu besprechen, die Sie Alle, — ohne Rücksicht auf die Fakultät, der Sie zufällig angehören — berührt, d. i. die Frage, was unter „Wissenschaft“ zu verstehen ist. Ueberdies glaube ich, daß ein näheres Eingehen auf das Wesen der Wissenschaft auch eine gewisse praktische Bedeutung und Berechtigung hat. Es giebt nämlich gewisse Worte, die die ganze Welt im Munde führt, die man tagtäglich ausspricht, über deren Sinn man jedoch selten oder niemals nachdenkt. Ein derartiges Wort erscheint mir der Ausdruck „Wissenschaft“ zu sein. Jeder von Ihnen, meine jungen Freunde, die Sie der Universität angehören oder dieselbe zu beziehen im Begriffe sind, gebraucht diesen Ausdruck kontinuierlich, denn Jeder von Ihnen spricht mit Vorliebe von den Wissenschaften, die an der Universität gelehrt werden, von den Wissenschaften, die er zum Gegenstande seines Studiums gewählt hat u. dgl. Ich fürchte aber, daß so Mancher um die Antwort verlegen sein dürfte, wenn man ihn ersuchen würde eine genaue Definition dessen zu geben, was er sich unter dem Worte „Wissenschaft“ denkt. Damit soll Ihnen kein Vorwurf gemacht sein, denn keinem Menschen ergeht es besser. Jeder von uns gebraucht kontinuierlich eine Menge von Worten und ist zufrieden wenn ihm die Begriffe, die er damit ausdrücken will, nur annähernd geläufig sind, und Jeder von uns würde in arge Verlegenheit gerathen, wenn von ihm eine genaue Definition dieses Begriffes oder eine genaue Beschreibung des betreffenden Gegenstandes verlangt würde. Wer außer dem Ingenieur z. B. ist im Stande alle Bestandtheile einer Lokomotive oder einer sonstigen Maschine aufzuzählen, welcher Laie ist im Stande uns genau zu sagen, was etwa unter dem Worte „Rose“ oder „Pferd“ zu verstehen ist; ja noch mehr, wer von uns ist im Stande die Begriffe „Thier“ oder „Pflanze“, die doch uns allen seit unserer Kindheit so geläufig sind, genau zu definiren? Ich glaube daher, daß es nicht unangemessen sein wird, wenn wir zuerst ver-

suchen uns über den Begriff „Wissenschaft“ zu verständigen. Haben wir diesen Begriff genau präzisirt, so wird die Beantwortung der weiteren Frage, ob die Nationalökonomie als solche in den Kreis der Wissenschaften gehört oder nicht, verhältnißmäßig leicht zu beantworten sein.

Am sichersten — glaube ich — werden wir zum Begriffe der Wissenschaft gelangen, wenn wir auf dem Gebiete der verschiedenen Wissenschaften Umschau halten und zu ermitteln trachten, worin dasjenige besteht, was man als wissenschaftliche Forschung bezeichnet. In dieser Beziehung nun scheint es mir zunächst keinem Zweifel zu unterliegen, daß der Begriff „Wissenschaft“ jedesmal eine gewisse Summe von Wissen, d. i. von positiven Kenntnissen voraussetzt. Wer sich eingehender mit einer Wissenschaft beschäftigen will, muß jedesmal damit beginnen eine gewisse Summe von Daten seinem Gedächtnisse mechanisch einzuprägen, was allerdings in der Regel keine besonders anregende Beschäftigung ist. Wenn Sie daher, meine jungen Freunde, in der Volksschule gezwungen waren das Alfabet oder das Ein-mal-eins auswendig zu lernen, wenn Sie am Gymnasium eine Menge lateinischer und griechischer Vokabeln oder eine Reihe von historischen Daten sich aneignen mußten, und wenn Sie ferner an der Universität abermals gezwungen sind unabsehbare Reihen von Paragraphen, von mathematischen oder chemischen Formeln u. dgl. Ihrem Gedächtnisse einzuprägen und wenn Sie finden, daß dies mitunter eine recht ermüdende und lästige Arbeit ist, so bin ich sehr gern bereit Ihnen dies zuzugestehen, aber über diese Schwierigkeit kommen Sie nie und nimmer hinweg, denn eine Summe derartiger positiver Kenntnisse bildet eben, wie gesagt, die unentbehrliche Voraussetzung und Grundlage jeder Wissenschaft.

Der natürliche Instinkt sagt uns indeß, daß eine derartige Summe todten Wissens noch keine Wissenschaft ist. Oder werden Sie etwa einen Pferdliebhaber, der im Stande wäre Ihnen die sämtlichen Pferde einer Stadt nach Größe, Farbe, Alter

und Geschlecht ganz genau zu beschreiben, einen wissenschaftlich gebildeten Zoologen, werden Sie Jemanden, der ein lateinisches oder griechisches Wörterbuch auswendig gelernt hat und wie das „Vaterunser“ herunterrezitiren kann, einen wissenschaftlich gebildeten Philologen nennen? Ich glaube nicht, und thatsächlich giebt es heute keine Wissenschaft, in welcher der Forscher sich mit einem derartigen unorganischen Aggregat einfacher Daten begnügen würde. Wir verlangen etwas mehr als eine bloße Summe von todten Kenntnissen wenn wir von „Wissenschaft“ sprechen, und dieses Mehr besteht in der Kenntniß der Einheit in der Vielheit. Fassen Sie irgend ein beliebiges Wissensgebiet in's Auge und betrachten Sie die Vielheit der einschlägigen Erscheinungen oder Dinge, so werden Sie jedesmal finden, daß gewisse leitende Ideen, Grundsätze oder Typen regelmäßig wiederkehren. Vergleichen Sie — um bei dem früher gewählten Beispiele zu bleiben — die verschiedenen Pferde äußerlich mit einander oder untersuchen wir ihren anatomischen Bau, so werden Sie sehr bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß die meisten Merkmale bei den verschiedenen Individuen dieser Thiere sich regelmäßig wiederfinden, und daß die letzteren nur in wenigen Punkten (die wir darum als „unwesentliche“ Merkmale bezeichnen), wie etwa in der Farbe, Größe, im Geschlecht u. dgl. sich von einander unterscheiden.

Vergleichen Sie ferner die verschiedenen Worte einer Sprache mit einander, so werden Sie finden, daß der Bau der Worte, ungeachtet all ihrer Verschiedenheit nach gewissen einheitlichen Regeln erfolgt, wie dies beispielsweise bei der Declination und Konjugation oder bei den zusammengesetzten Worten der Fall ist, oder daß der Satzbau gewissen Regeln unterworfen ist. Mit einem Worte, wer sich eingehender mit einer Sprache befaßt, wird bald die Beobachtung machen, daß die Sprache von einer Grammatik und Syntax beherrscht wird. Oder studiren Sie die Geschichte eines Volkes, so werden Sie auch hier wieder bald

zur Ueberzeugung gelangen, daß in der Vielheit der historischen Daten gewisse leitende Ideen zur Erscheinung gelangen, oder mit anderen Worten, daß das betreffende Volk in den einzelnen Perioden seiner Geschichte von gewissen leitenden Ideen erfüllt und bewegt war. Desgleichen lehrt ein Blick auf den Verfassungs- und Verwaltungsorganismus der verschiedenen Staaten, daß die staatlichen Einrichtungen bei allen Kulturvölkern, von verhältnißmäßig unbedeutenden Modifikationen abgesehen, in der Hauptsache die nämlichen sind. Und diese Thatsache wiederholt sich allerorts, wohin wir das Auge auch wenden mögen.

Ein derartiges Suchen nach den Regeln oder Gesetzen, welche die Vielheit der Erscheinungen beherrschen, oder nach den leitenden Ideen, die in der Mannigfaltigkeit der Thatsachen oder Dinge zur Entscheidung gelangen, bildet den Anfang, den ersten Schritt der Wissenschaft, ist wissenschaftliche Thätigkeit. Daher ist es wissenschaftliche Thätigkeit, wenn beispielsweise der Jurist die verschiedenen Paragraphen und Bestimmungen der österreichischen Gesetzgebung, welche auf das Eigenthum, auf die väterliche Gewalt u. dgl. Bezug nehmen, zusammenstellt, und wenn er hieraus ein einheitliches und abgerundetes Bild dieser betreffenden gesetzlichen Institution zu entwickeln versucht. Und nicht minder ist es wissenschaftliche Thätigkeit, wenn der Literaturhistoriker etwa aus den Schriften eines Göthe oder Schiller, oder wenn der Theolog aus den heiligen Büchern seiner Konfession oder aus den Schriften eines Schriftstellers seiner Kirche die leitenden Ideen oder das System herauszieht, von denen der betreffende Autor ausging.

In den meisten Fällen wird sich indeß der Wissensdrang mit diesem ersten Schritt nicht zufrieden stellen können, weil ein weiteres Forschen bald zeigt, daß eine höhere Einheit vorhanden ist. Der Zoolog — um abermals auf das frühere Beispiel zurück zu kommen — der zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß die Pferde in ihrem anatomischen Bau übereinstimmen, wird

sich mit diesem Resultate nicht begnügen, er wird vom Besonderen zum Allgemeinen fortschreitend bald die Entdeckung machen, daß gewisse anatomische Merkmale, die bei den Pferden vorkommen, auch bei anderen Thieren wiederkehren. Er wird vom Genus „Pferd“ bald zur Familie der Einhufer, zur Klasse der Säugethiere u. emporsteigen, kurz er wird bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß das gesammte Thierreich in Bau und Leben gewissen einheitlichen Gesetzen unterliegt. Ebenso wird der Sprachforscher nicht bei der Grammatik und Syntax der einen Sprache stehen bleiben können, sondern durch Vergleichung dieser Sprache mit den übrigen die Beobachtung machen, daß die verschiedenen Sprachen unter einander verwandt sind, daß sie auch ihrerseits im Wort- und Satzbau gewissen einheitlichen Gesetzen und Regeln unterliegen. Desgleichen wird auch der Jurist, der die verschiedenen Institutionen etwa des österreichischen Rechtes ergründet hat und zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß dem österreichischen Rechte gewisse einheitliche Prinzipien oder leitende Ideen zu Grunde liegen, die in der Vielheit der einzelnen Gesetze zur Erscheinung gelangen, sich mit diesem Resultate seiner Forschung nicht begnügen, sondern das österreichische Recht mit den Rechtssystemen der fremden Völker vergleichen und auch seinerseits zu dem Ergebnisse gelangen, daß auch die Rechtssysteme der Kulturstaaten in der Hauptsache mit einander übereinstimmen.

So sucht die wissenschaftliche Forschung nach den Gesetzen, welche die Vielheit der Erscheinungen beherrschen, sie bringt sodann die einzelnen Erscheinungen je nach ihrer Verwandtschaft in Gruppen und sucht hierauf weiter die Gesetze, welche ihrerseits wieder diese Gruppen von Erscheinungen beherrschen u. s. f. bis sie auf diese Weise zur erreichbar höchsten Einheit, zum höchsten Gesetz, das wir für diese bestimmte Kategorie von Erscheinungen überhaupt erreichen können, emporgestiegen ist.

Indeß kann sich auch damit der Wissensdrang nicht zufrieden

geben. Dem forschenden Geiste genügt es nicht die Kenntniß der Thatsachen und der sie beherrschenden Geseze erworben zu haben, er muß vielmehr bald die Frage aufwerfen: „Wie ist das Bestehende geworden?“ So schließt sich allerorts von selbst an das Studium des betreffenden Faches das Studium der Geschichte dieses Faches. An das Studium der Anatomie, Physiologie u. s. w. der Thiere und Pflanzen reiht sich das Studium der Entwicklungsgeschichte der Organismen, an die Philologie das der Entwicklungsgeschichte der Sprachen, an die Rechtswissenschaft die Rechtsgeschichte u. s. w.

Allein auch die Kenntniß der Entwicklungsgeschichte bedeutet noch nicht die letzte Lösung des Räthfels für den forschenden Geist. Kennt man nämlich den Entwicklungsgang der betreffenden Dinge oder Erscheinungen, so wird schließlich noch die letzte Frage auftauchen: „Warum haben sich die Dinge eben so und nicht anders entwickelt?“, d. i. mit anderen Worten die Frage nach den Gründen, welche den Entwicklungsgang der Dinge beeinflusst haben und nach den Gesezen, welche diesen Entwicklungsgang beherrschen. Erst wenn diese Frage in befriedigender Weise beantwortet wurde, können wir sagen, daß dem Forschungsdrange, der uns eingeboren ist, Genüge geschehen ist, erst dann können wir sagen, daß wir wissen, was wir wissen wollten. Demgemäß möchte ich die Wissenschaft definiren als:

„Die Kenntniß der betreffenden Thatsachen, Erscheinungen oder Dinge; die Kenntniß der Geseze, welche die Vielheit dieser Thatsachen, Erscheinungen oder Dinge beherrschen (beziehentlich der leitenden Ideen, welche in dieser Vielheit zur Erscheinung gelangen); die Kenntniß des Entwicklungsganges dieser Thatsachen, Erscheinungen oder Dinge; und die Kenntniß der Gründe und Geseze, welche diesen Entwicklungsgang beeinflusst haben, beziehentlich beherrschen.“

Wenden wir diese Definition auf die Nationalökonomie, d. h. auf dasjenige Wissensgebiet an, welches die Nationalökonomie zu erforschen hat, so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß diese Disziplin als solche in den Kreis der Wissenschaften gehört. Indes möchte ich, ehe ich auf diese Frage näher eingehe, einen Zweig des Wissens kurz berühren, der meines Erachtens oft mit der Wissenschaft verwechselt wird, und der doch begrifflich von derselben scharf gesondert werden sollte. Ich meine Dasjenige, was man als „Kunst“ bezeichnet. Die Wissenschaft als solche ist — wie wir gesehen haben — ein rein theoretisches „Wissen“ ohne jede Beziehung auf die Praxis, auf das „Können“. Dem entgegen bedeutet „Kunst“ in diesem Sinne (der allerdings weit mehr umfaßt als die par excellence sogenannten „schönen Künste“) ein „Können“, eine Fertigkeit, Dasjenige, was der Mensch zu thun vermag. Allerdings setzt auch die Kunst ein gewisses „Wissen“ voraus, allein während das Wissen in der Wissenschaft eine rein theoretische Kenntniß, ich möchte (so ungern ich einen der eigentlichen Fach-Philosophie entlehnten Ausdruck gebrauche) sagen: ein „Wissen an sich“ ist, ist das Wissen, das die Kunst voraussetzt, ein praktisches Wissen, ein Wissen wie man es anstellen soll um irgend Etwas fertig zu bringen. Das Lesen, Schreiben, Zeichnen, Rechnen, die Fähigkeit seine Gedanken in Worte zu kleiden, sie faßlich und in abgerundeter Form darzustellen, ist eine Kunst in diesem Sinne. Eine Kunst ist die Fertigkeit die verschiedenen Stoffe zu bearbeiten oder zu verarbeiten, sei es um sogenannte Kunstwerke im engeren Sinne (Bauwerke, Bildsäulen, Gemälde u. dgl.), sei es um eigentliche Industrieerzeugnisse aus ihnen herzustellen. Desgleichen ist eine Kunst in diesem Sinne die praktische Medizin, die Therapie, d. i. die Fertigkeit des Arztes, die diejenigen Bedingungen herbeizuführen, welche die Wiederherstellung des kranken Organismus begünstigen, nicht minder ist eine Kunst die staatliche Politik, die praktische Landwirthschaft, u. s. w.

Wissenschaft und Kunst stehen an sich in gar keinem Zusammenhange, denn Wissen und Können (oder Thun) sind ursprünglich zwei ganz heterogene, von einander ganz unabhängige Funktionen. Indessen giebt es doch zwei Punkte, an welchen dieselben sich berühren.

Zunächst kann sich die Wissenschaft der verschiedenen Künste bemächtigen und sie zum Gegenstande ihrer rein theoretischen Forschung machen. Die Wissenschaft, die sich mit den schönen Künsten beschäftigt, mit der Malerei, der Plastik, der Architektur, der Poesie, der Musik, ist bekanntlich die Aesthetik (die allerdings heute noch viel zu viel „philosophisch“ konstruirt statt induktiv zu forschen) und die Kunstgeschichte. Sie analysirt die einzelnen Kunstwerke (oder sollte es wenigstens thun) und sucht aus der Vergleichung die Einheit in der Vielheit, das ist das Schönheitsideal eines bestimmten Volkes, in einer bestimmten Periode zu abstrahiren und forscht nach den Gesetzen, welche den Entwicklungsgang der schönen Künste beherrschen. Auf dem Gebiete der gewerblichen Kunst ist es die Technologie, welche die verschiedenen Methoden der Bearbeitung und Verarbeitung der Rohstoffe zum Gegenstande hat und hier nach den leitenden Ideen (der Einheit in der Vielheit) und nach den Gesetzen des gewerblichen Fortschrittes sucht.

Der zweite Berührungspunkt zwischen Wissenschaft und Kunst ergibt sich aus der Wissenschaft selbst. Sofern nämlich die Wissenschaft die Dinge der äußeren Natur oder das sog. geistige Leben der Menschen zum Gegenstande hat und den historischen Entwicklungsgang der betreffenden Dinge oder Thatsachen zu erforschen trachtet, befaßt sie sich mit der Frage, wie gewisse äußere Umstände, sei es auf die sog. anorganischen Körper, sei es auf die Organismen, sei es auf den Gedankengang oder die sog. geistige Entwicklung des Menschen eingewirkt haben, d. h. die Wissenschaft sucht zu erforschen, wie die anorganischen Körper, die Organismen oder die denkenden Menschen auf eine

bestimmte Aktion reagiren. Allerdings sucht die Wissenschaft zunächst dieses Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung nur theoretisch (lediglich um den Wissensdrang zu befriedigen) zu erforschen, allein es liegt in der Natur der Dinge, daß der Mensch, der weiß, welche Wirkungen bestimmte Ursachen hervorbringen, sehr bald darauf verfallen wird sein Wissen praktisch zu verwerthen, d. h. daß er versuchen wird auf die Außenwelt in der bestimmten Weise einzuwirken um die gewünschten Resultate willkürlich herbeizuführen. So leitet die Wissenschaft von selbst zur Kunst hinüber, indem sie dem Menschen die Mittel und Wege lehrt, wie er auf die Außenwelt einwirken soll um denjenigen Zustand herbeizuführen, den er herbeigeführt sehen will.

Trotzdem ist und bleibt das letzte Ziel der Wissenschaft immer nur das rein theoretische „Wissen“ und hat die Wissenschaft als solche mit der praktischen Anwendung dieses Wissens, mit dem „Können“ nichts zu thun. Wo dieses anfängt, hört die Wissenschaft auf und tritt die „Kunst“ in ihr Recht. Demgemäß scheint es mir prinzipiell verfehlt, wenn beispielsweise die Finanzwissenschaft definiert wird als die „Wissenschaft“ von der besten Finanzverwaltung, oder die Landwirthschaftslehre als die „Wissenschaft“ von dem besten Betrieb der Landwirthschaft. Und dergleichen Definitionen ließen sich duzendweise aufzählen. Eine Lehre „vom besten Betriebe“ dieses oder jenes Geschäftes oder „von der besten Verwaltung“ dieser oder jener Angelegenheiten ist keine Wissenschaft mehr, sondern ein Leitfaden oder ein Handbuch zur Erlernung dieser oder jener Kunst oder Fertigkeit. Die Wissenschaft ist weder ein Rezeptirbuch noch eine Sammlung von Rezepten, sondern immer nur ein theoretisches Wissen ohne Rücksicht auf dessen praktische Anwendung, sie sagt ihrem Schüler wohl: „so und so ist es“, sie kann ihm aber nie und nimmer sagen: „so und so mußt Du es machen um Das oder Jenas herbeizuführen“, denn sobald sie dies thut,

hört sie auf Wissenschaft zu sein und wird zur Kunst. In der Praxis allerdings ist es nicht möglich diese beiden Gebiete scharf auseinander zu halten. Speziell der akademische Lehrer ist kontinuierlich gezwungen, seine Hörer auf die Nutzenanwendung des Gelernten hinzuweisen, aber begrifflich sind Wissenschaft und Kunst scharf auseinander zu halten.

Ich glaube in einer Versammlung wie die heutige wohl nicht besonders hervorheben zu müssen, daß diese meine Auseinandersetzung lediglich eine scharfe Sonderung zweier Begriffe zum Gegenstande hat und daß ich weit davon entfernt bin etwa ein Rangverhältniß zwischen Wissenschaft und Kunst statuiren zu wollen; denn beide sind selbstverständlich gleichwerthig. Der Zweck der Wissenschaft ist: unseren Wissensdrang — oder, wenn Sie wollen, unsere Neugier — zu befriedigen, Zweck der Kunst ist: diejenigen Gegenstände herzustellen oder denjenigen Zustand herbeizuführen, die oder den wir wünschen.

Kehren wir nun nach dieser Abschweifung wieder zu unserer Frage zurück, so unterliegt es — wie ich schon vorhin bemerkte — keinem Zweifel, daß die Nationalökonomie als solche in den Kreis der Wissenschaften gehört, weil alle Merkmale, die ich in die Definition der Wissenschaft aufnehmen zu sollen glaubte, für unsere Disziplin zutreffen.

Zunächst bedarf es selbstverständlich keines weiteren Beweises dafür, daß die Nationalökonomie die Erscheinungen und Einrichtungen des wirtschaftlichen Lebens kennen muß und thatsächlich kennt. Der Wissenschaft, die sich kontinuierlich mit der Produktion und Konsumtion der Güter, mit der sog. Grundrente, dem Zinse, dem Arbeitslohne und dem Unternehmergewinne, mit Banken, Genossenschaften, Zünften, Eisenbahnen, Kanälen, Straßen u. u. beschäftigt, können selbstverständlich alle diese Dinge keine unbekanntes Größen sein. Die Kenntniß des Details mag allerdings so Manches zu wünschen übrig lassen, allein derartige Einzelheiten sind theils unwesentlich, theils

entziehen sie sich dem Auge des Forschers überhaupt. Man kann dem Anatomen nicht zumuthen, daß er etwa alle erdenklichen Mißbildungen des Herzens oder irgend eines anderen Organes kennen soll, die möglicher Weise bei irgend einem Individuum in der weiten Welt vorgekommen sind; man kann es daher auch dem Volkswirth nicht verdenken, wenn er nicht weiß, ob diese oder jene Forderung irgend welcher streifender Arbeiter gerechtfertigt war oder nicht, oder ob der Preis dieses oder jenes Artikels aus diesem oder jenem Grunde um ein Paar Kreuzer gestiegen oder gefallen ist.

Wenn ich zweitens in meiner Definition der Wissenschaft sagte, daß es die nächste Aufgabe der Wissenschaft sei, nach der Einheit in der Vielheit zu suchen, so gilt auch dies für die Nationalökonomie, und zwar scheint es mir, daß dieses Suchen nach der Einheit in der Vielheit in der Volkswirtschaftslehre eine doppelte Gestalt annehmen soll.

Zunächst möchte ich sagen, daß die Nationalökonomie eine ähnliche Aufgabe zu lösen hat, wie die deskriptive Anatomie und die Physiologie. Die deskriptive Anatomie und die Physiologie haben bekanntlich die Aufgabe, die einzelnen Organe des animalischen Körpers und deren Funktionen zu beschreiben, sie können dies aber nicht mechanisch etwa in der Weise thun, daß sie das Herz oder das Gehirn u. dgl. herausgreifen und für sich allein in's Auge fassen, sondern sie müssen stets den Zusammenhang der einzelnen Organe berücksichtigen und hervorheben, wie alle einzelnen Bestandtheile des Körpers sich gegenseitig stützen und fördern und wie sie alle dem einen Zwecke dienen, den Gesamtorganismus zu erhalten. Und erst wenn sie dies thun, wenn sie nachweisen, wie die Einheit des Organismus in der Vielheit der Organe zur Geltung gelangt, können sie Anspruch darauf erheben als Wissenschaften zu gelten. Dem ganz analog scheint mir die Aufgabe der Nationalökonomie zu sein. Die sämtlichen Einzelwirthschaften eines Volkes bilden

die einheitliche Volkswirtschaft eines Landes und so sehr es auch scheinen mag, daß die Wirtschaft eines Grundbesizers der eines Maschinenfabrikanten ganz fremd und unabhängig gegenübersteht, oder daß die Thätigkeit eines Handwerkers mit der Leistung eines Arztes gar nichts gemein hat, so stehen doch alle diese Wirtschaften und Thätigkeiten in regem Wechselverkehre und bildet es die Aufgabe der Volkswirtschaftslehre diesen Zusammenhang (die Einheit in der Vielheit) nachzuweisen und zu zeigen, wie alle diese Einzelwirtschaften und thätigen Individuen dem einen Zwecke dienen: den Gesamtbedarf der Bevölkerung an Gütern zu decken. Und wie ferner die Pathologie zeigen soll, wie sich die einzelnen Organe in Folge der Einwirkung äußerer Umstände verändern und eventuell degeneriren, so soll auch die Nationalökonomie nachweisen, welche Gestalt, sei es die gesammte Volkswirtschaft, seien es einzelne wirtschaftliche Institutionen unter dem Eindrucke dieser oder jener äußeren Verhältnisse oder Umstände annehmen.

Die Nationalökonomie kann sodann in ähnlicher Weise vorgehen wie die Zoologie. Der Zoolog betrachtet und untersucht bekanntlich die verschiedenen Thiere und bringt sie nach ihrer Verwandtschaft in Klassen. Ebenso kann der Volkswirth die verschiedenen Einzelwirtschaften betrachten und vergleichen. Thut er dies, so wird er bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß die einzelnen Privatwirtschaften bald größere bald geringere Aehnlichkeiten mit einander aufweisen und daß in den gleichen Privatwirtschaften ziemlich gleiche Prinzipien zur Erscheinung gelangen. Die wirtschaftliche Thätigkeit einer Hausfrau beispielsweise ist allerdings von der Wirtschaft einer Eisenbahndirektion wesentlich verschieden, allein wenn man etwa die verschiedenen Hausfrauen in's Auge faßt und beobachtet, wie sie wirtschaften, so zeigt sich's, daß die wirtschaftlichen Sorgen in allen Haushaltungen (Sorge für die Dienstboten, Anschaffung der Lebensmittelvorräthe, Erhaltung des Wohnungsmobiliars, &c. &c.)

ziemlich die nämlichen sind und daß demgemäß die verschiedenen Hausfrauen in ihrer Wirthschaft nach annähernd gleichen Grundsätzen vorgehen. Und wie in der Hauswirthschaft, so zeigt sich andererseits in der Wirthschaft der Eisenbahndirectionen, der Gewerbetreibenden, der Handelsleute, der Bergwerksbesitzer, der Landwirths u. c. jedesmal eine gewisse Uebereinstimmung und man kann daher die Prinzipien und Einrichtungen dieser verschiedenen Privatwirthschaften (mit Emminghaus) in eine Allgemeine Hauswirthschafts-, Eisenbahn-, Gewerks-, Handels-, Landwirthschaftslehre u. dgl. m. zusammenfassen.

Als dritte und vierte Aufgabe habe ich — wie Sie sich erinnern werden — in meiner Definition die Erforschung des historischen Entwicklungsganges der betreffenden Thatsachen, Erscheinungen oder Dinge bezeichnet, und die Erforschung der Gründe und Gesetze, die diesen Entwicklungsgang beeinflusst haben, beziehentlich beherrschen. Die heutige Volkswirthschaft ist ein Produkt der historischen Entwicklung und hatte in früheren Zeiten eine wesentlich andere Gestalt. Sie war im Alterthum in Folge des Vorherrschens der Sklaverei und des verhältnißmäßig gering entwickelten Verkehrs vorwiegend Dickenwirthschaft (Produktion im Hause für den eigenen Bedarf des Hauses), sie war in der zweiten Hälfte des Mittelalters bei dem fast gänzlichen Mangel an Straßen fast ausschließlich Stadtwirthschaft, erweiterte sich dann immer mehr und mehr zur Volkswirthschaft und ist heute in Folge der kontinuierlichen Bervollkommnungen des Transportwesens im Begriffe sich zur Weltwirthschaft zu entfalten. Die Aufgabe der Nationalökonomie ist es diesen Entwicklungsprozeß klar zu stellen und nachzuweisen, auf welche Umstände diese successive Umgestaltung der Volkswirthschaft im Ganzen sowie der einzelnen wirthschaftlichen Einrichtungen zurückzuführen ist und die Gesetze zu finden, denen der wirthschaftliche Entwicklungsgang der Menschheit unterworfen ist.

Sie sehen, daß alle Merkmale, die ich vorhin in die Definition der Wissenschaft aufnehmen zu sollen glaubte, auf Nationalökonomie Anwendung finden. Es kann daher meines Erachtens nicht leicht einem Zweifel unterliegen, daß diese Disziplin als solche in den Kreis der Wissenschaften gehört.

Nicht so unbedingt dagegen möchte ich die zweite der beiden Fragen bejahen, die ich im Eingange meiner Rede aufgeworfen habe, ich meine die Frage, ob schon die heutige Nationalökonomie darauf Anspruch erheben könne als Wissenschaft zu gelten. In dieser Beziehung bekenne ich mich offen und unumwunden als unbedingter Anhänger Cassalle's, der am Schlusse der Vorrede zu seinem „Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch“ (Seite VII und VIII der Berliner Ausgabe von 1874) sagt: „Die Nationalökonomie ist eine Wissenschaft, für die erst Anfänge existiren, und die noch zu machen ist!“ Ich muß Ihnen ganz offen gestehen, daß nach meiner Ueberzeugung die Nationalökonomie, ungeachtet ihrer in's Riesenhafte angeschwollenen Literatur heute noch nicht weit über ihre ersten Anfänge hinaus gekommen ist und daß man von ihr nach meinem Dafürhalten heute nicht viel mehr sagen kann, als: sie sei im Begriffe eine Wissenschaft zu werden. Allerdings muß ich aber sofort hinzufügen, daß auch die übrigen Wissenschaften heute noch sehr, sehr weit von demjenigen entfernt sind, was ich früher als das Ziel der Wissenschaften bezeichnen zu sollen glaubte, ja daß es sehr fraglich ist, ob es dem Menschen mit seinen schwachen Kräften jemals gelingen wird, bis an jenes letzte Ziel vorzudringen, das jeder wissenschaftlichen Forschung vorschwebt und vorschweben muß.

Bergegenwärtigen Sie sich beispielsweise nur die Zoologie und die Thatsache, daß der Zoolog die ausgestorbenen Thierformen nur aus den vorhandenen Knochenüberresten und Versteinerungen kennen lernen kann, die ein geistreicher Forscher in treffender Weise als „Denkmünzen der Schöpfung“ bezeichnet hat.

Wie furchtbar lückenhaft ist nicht dieses Material! Und selbst wenn es der Menschheit jemals gelingen sollte, alle jene Knochenüberreste und Versteinerungen an's Tageslicht zu schaffen, die tief unten eingebettet sind im Untergrund des Ozeans oder im Innern der Gebirge, würden wir von einer vollständigen Kenntniß der sog. vorweltlichen Thierformen noch ebenso weit entfernt sein als heute, weil alle jene animalischen Organismen, die weder Knochen noch eine harte Schale besaßen, uns eben keine Spur ihres Daseins hinterlassen konnten. Wird es also der Zoologie und Paläontologie kaum jemals gelingen, die genaue Entwicklungsgeschichte der heutigen Thierarten vollständig aufzuhellen, wie soll es ihr dann je möglich werden, die Gründe aufzufinden, welche bewirkt haben, daß die Organismen sich eben so und nicht anders entwickelten, wie soll es ihr gelingen, die Gesetze zu entdecken, welche jene Entwicklung allgemein beherrschen?

Ähnlich scheinen mir die Dinge bei der Sprachforschung zu liegen. Die einzelnen Worte und Laute nehmen bekanntlich bei den verschiedenen Völkern verschiedene Gestalt an; die lateinische „aqua“ z. B. hat sich im Italienischen allerdings unverändert erhalten, bei den Franzosen wurde sie jedoch in „eau“, bei den Rumänen in „apa“ umgewandelt, während der Deutsche „Aa“, „Ach“ oder „Ache“ sagt; worin liegt der Grund dieser Erscheinung? Warum übergeht das deutsche reine „t“ im Englischen mitunter in den weichen Zischlaut „th“ (father, mother)? Warum sagt der Russe „golowa“ (der Kopf), während der Tscheche „hlava“ spricht? Warum sprechen wir Deutschen den Laut „Q“ wie „Kw“, während der Romane ihn wie ein reines „K“ ausspricht? Warum nimmt das hochdeutsche reine „K“ im schweizer oder tiroler Dialekt einen dumpfen Gutturall-Klang (wie „Kch“) an? Diese Erscheinung — und dem Sprachforscher wäre es ein Leichtes Ihnen noch einige Hundert derartiger Beispiele aufzuzählen —

muß einen bestimmten Grund haben. Als Laie kann ich mich allerdings nicht unterfangen, Ihnen diese Thatsache endgiltig erklären zu wollen, allein wenn von einzelnen Forschern die Ansicht ausgesprochen wurde, daß diese Wandlung der Laute wenigstens theilweise auf physiologische Ursachen, auf einen verschiedenen Bau der Kinnladen, der Mundhöhle, der Zunge u. dgl. bei den verschiedenen Völkern zurückzuführen sei, so scheint mir — so weit ich mir überhaupt ein Urtheil in derartigen Fragen anmaßen darf. — dies eine Erklärung zu sein, die Manches für sich hat. Ist diese Erklärung aber richtig, dann sehen Sie auch sofort, wie schwer es dem Sprachforscher oder Physiologen wird, die Umgestaltung der Laute und Worte, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende vollzogen hat, zu erklären; denn wie soll es dem Forscher jemals gelingen, den physiologischen Bau oder die Beschaffenheit der Sprachorgane längst ausgestorbener Völker oder Rassen zu ermitteln?

Oder meinen Sie, daß die Musikwissenschaft sich in einer günstigeren Lage befindet? Wir wissen heute noch nicht den physiologischen Grund, warum uns die Terz oder die Octave als ein Wohlklang erscheint, wie also soll es uns gelingen, den Grund aufzufinden, warum die Terz bei den alten Griechen als eine Dissonanz galt. Wie wollen Sie es wissenschaftlich erklären, daß beispielsweise der Chinese — dessen Musik nach dem Zeugnisse aller gebildeten Europäer ein ohrenzerreißendes wüstes Getöse ist — den Aufführungen seines heimathlichen Orchesters mit demselben Entzücken lauscht, mit dem unsere Musikliebhaber etwa eine Beethoven'sche Symphonie anhören? Welchen Ursachen ist es zuzuschreiben, daß die Entwicklung unserer europäischen Musik (oder, wenn Sie wollen, unserer Architektur, Poesie, Plastik oder Malerei) just diesen und nicht einen andern Entwicklungsgang genommen hat; warum schwärmt der Italiener

mit ebenso großer Begeisterung etwa für seinen Donizetti, Rossini oder Verdi, wie wir Deutschen für unseren Wagner?

Mit einem Worte, Sie können sich umsehen in welcher Wissenschaft Sie wollen, so werden Sie allerorts finden, daß die Zahl der ungelösten Fragen in jeder Disziplin die der gelösten um ein Namhaftes übersteigt und daß es mehr als fraglich ist, ob es auch nur Einer Wissenschaft gelingen wird, den Schleier zu lüften, der uns die letzten Ursachen der betreffenden Erscheinungen oder Dinge verbirgt. Ist dies aber richtig, dann dürfen wir auch mit der Nationalökonomie nicht zu streng in's Gericht gehen, wenn auch sie ihrerseits von dem Ideale einer Wissenschaft noch ziemlich weit entfernt ist.

Ich sagte, daß die Nationalökonomie heute noch nicht weit über die ersten Anfänge hinausgekommen sei und daß man von ihr nicht viel mehr sagen könne, als sie sei im Begriffe eine Wissenschaft zu werden, gestatten Sie mir daher diesen Anspruch zu begründen. Zu diesem Behufe möchte ich mir erlauben, Sie an meine früheren Auseinandersetzungen zu erinnern. Wir haben gesehen, daß die Nationalökonomie zunächst, ähnlich der deskriptiven Anatomie, die Aufgabe hat, die Einheit in der Vielheit des wirthschaftlichen Organismus nachzuweisen, d. h. daß sie zeigen soll, wie die vielen Einzelwirthschaften, ungeachtet der scheinbaren Zusammenhangslosigkeit dem Einen Zwecke dienen, den Gesamtbedarf der Bevölkerung zu decken, und daß die Nationalökonomie nachweisen soll, welche Rolle den einzelnen wirthschaftlichen Funktionären im Haushalte des ganzen Volkes zufällt. Schon diese Aufgabe wußte die ältere Nationalökonomie nur sehr mangelhaft zu lösen. Die ältere, fast ganz auf dem Boden der Privatwirthschaft stehende Schule hat beispielsweise von dem Unternehmer gehandelt, sie hat aber in ihm nichts anderes gesehen, als einen Mann, der auf offenem Markte zum laufenden Preise die erforderlichen Faktoren der Produktion (Arbeitskräfte, Grundstücke, Werkzeuge und Stoffe) erwirbt, um

sie zur Produktion von Gütern zu verwerthen, einen Mann, der dem Arbeiter seinen Lohn, dem Kapitalisten den Zins, dem Grundeigentümer die Grundrente zahlt, und der den Ueberschuß des Erlöses seiner Produkte, den sog. Unternehmergewinn als „Entgelt für das übernommene Risiko der Produktion“ in die Tasche steckt und für sich behält. Es kam ihr jedoch gar nicht in den Sinn darnach zu fragen, welche Rolle denn diesem sog. Unternehmer im Volkshaushalte zufällt. Die ältere Nationalökonomie hat in dieser Beziehung ungefähr so gehandelt wie ein Anatom, der seinen Hörern etwa ein Herz zeigen und beschreiben würde, dem es aber gar nicht einfällt darnach zu fragen, welche Aufgabe dieses Herz im animalischen Organismus zu lösen hat, der nichts davon weiß, daß dieses Herz den Blutumlauf zu vermitteln und jedem Theile des Körpers die ernährenden Säfte zuzuführen hat. Erst den Bestrebungen der sozialistischen Schriftsteller ist es zuzuschreiben, daß die heutige Wissenschaft (Rodbertus, Adolf Wagner, Schäffle und die jüngeren Fachgenossen) zu der Erkenntniß gelangt ist, daß jener Unternehmer etwas mehr ist als ein Mann, der bloß ein „Geschäft“ machen will; daß jener Unternehmer über die im Volke vorhandenen Produktivkräfte und -Elemente „disponirt“; mit anderen Worten, daß der Unternehmer ein sehr wichtiger und wesentlicher Funktionär im Organismus der heutigen Volkswirtschaft ist, weil er im heutigen Staate dieselbe Funktion ausübt, die in einem kommunistisch organisirten Gemeinwesen etwa ein besonderes „Ministerium für Volkswirtschaft“ zu vollführen hätte.

Die Nationalökonomie soll ferner analog der Physiologie und Pathologie die Geseze suchen, welche das wirtschaftliche Leben beherrschen. Die ältere Schule, die sich nirgends von der rein privatwirtschaftlichen Auffassung der Dinge zu emanzipiren vermochte, hat auch nach dieser Richtung hin nichts Bedeutendes geleistet. Sie hat wohl die Bewegung des Zinses, der Grundrente, des Arbeitslohnes und des Unternehmungs-

gewinnes etc. beobachtet und untersucht, sie kam aber über das sogenannte „Gesetz“ von Angebot und Nachfrage und über derartige Aeußerlichkeiten nicht hinaus. Auch hier wieder ist es den sozialistischen Schriftstellern, speziell Rodbertus, zuzuschreiben, wenn seither eine wissenschaftlichere Auffassung dieser Fragen Platz gegriffen hat. Während nämlich die ältere Schule den Zusammenhang zwischen Arbeitslohn, Zins, Grundrente und Unternehmungsgewinn viel zu wenig berücksichtigt und die einzelnen Einkommenszweige — ich möchte sagen — mechanisch oder nur äußerlich in's Auge gefaßt hat, geht Rodbertus von dem „Nationalprodukt“ in seiner Totalität aus und untersucht, wie sich dasselbe unter dem Einflusse der herrschenden Einrichtungen und staatlichen Gesetze unter jene vier Gruppen von Personen (Arbeiter, Kapitalisten, Grundbesitzer und Unternehmer) in der heutigen Volkswirtschaft vertheilt. Damit soll kein definitives Urtheil über die Rodbertus'sche Darstellung gefällt sein, dieselbe mag zum Theile oder gänzlich verfehlt sein (speziell könnte ich mich mit der Anschauung Rodbertus', daß das Produkt lediglich das Resultat der Thätigkeit der eigentlichen „Arbeiter“ sei, nicht einverstanden erklären), allein damit ist doch wenigstens Eines gewonnen, d. i. die mehr wissenschaftliche Auffassung der Frage, die Erkenntniß des Zusammenhanges (der Einheit in der Vielheit) der verschiedenen Einkommenszweige.

Was sodann die Erforschung der Geschichte der Volkswirtschafts- anbelangt, so hat zwar die neuere Wissenschaft ganz eminente Leistungen auf diesem Gebiete aufzuweisen, insbesondere möchte ich in dieser Beziehung an die Arbeiten der Schmoller'schen Schule, an Inama-Sternegg u. A. erinnern, indessen sind diese Bestrebungen noch viel zu jungen Datums und konnten demgemäß noch kein umfassendes Material zu Tage fördern, so daß wir allerdings heute von einer vollständigen und genauen Kenntniß der Gründe, welche den Entwicklungsgang der Volkswirtschaft beeinflußt haben, noch sehr weit entfernt sind.

Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß unsere Kenntniß der „Gesetze“, und zwar sowohl derjenigen, welche das wirthschaftliche Leben beherrschen, als der Gesetze, denen der historische Entwicklungsgang der Volkswirtschaft unterworfen ist, eine mehr als lückenhafte ist. Andererseits dürfen wir jedoch nicht übersehen, daß in dieser Beziehung die Nationalökonomie ebenso wie die Geschichtswissenschaft unter allen Wissenschaften sich in der denkbar ungünstigsten Lage befindet. Beide Wissenschaften sollen die Gesetze auffinden, denen einerseits das Handeln der Menschen (und zwar das wirthschaftliche und das politische Handeln der Menschen) und andererseits der Entwicklungsgang (und zwar der Wirtschaft sowie der Kultur im Allgemeinen) des Menschengeschlechtes unterworfen ist. Beide Wissenschaften kämpfen jedoch mit der ungeheueren Schwierigkeit, daß sie — ich möchte sagen — kein festes, sondern ein weiches und nachgiebiges Material unter den Händen haben.

Die Frage nach den Gesetzen, welche irgend ein bestimmtes Gebiet beherrschen, ist nämlich — wie ich schon früher erwähnte — nichts anderes als die Frage: „Wie reagirt dieses Ding auf eine bestimmte äußere Einwirkung?“ Und in dieser Beziehung verhalten sich die einzelnen Objekte bekanntlich außerordentlich verschieden.

Die sogenannten anorganischen Körper sind in dieser Beziehung in gewissem Sinne die unempfindlichsten und regelmäßigsten, wenigstens soweit unsere Erfahrungen reichen. Das Eisen bleibt Eisen, ob wir es nun an den Pol oder unter den Aequator, ob wir es in den Schacht des tiefsten Bergwerkes oder auf den Gipfel des Chimborasso bringen. (Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß das Eisen unter allen Verhältnissen und Umständen immer Eisen bleiben müsse. Denkbar wenigstens ist es, daß das Eisen nur eine bestimmte Form der Urmaterie ist, die diese unter dem Einflusse der thatsächlichen kosmischen Verhältnisse angenommen hat, eine Form, die wir

bisher nicht zu ändern vermochten). Es mag ferner das Eisen da oder dort beispielsweise mit verdünnter Schwefelsäure übergossen werden, so wird das Resultat jedesmal das nämliche bleiben, es wird sich das Eisen mit dem Schwefel und dem Sauerstoff der Säure zu schwefelsaurem Eisenoxyd verbinden, während der Wasserstoff frei wird. Mit einem Worte: hier liegen die Dinge verhältnißmäßig einfach, es ist daher verhältnißmäßig leicht die Geseze zu ergründen, denen die sogenannten anorganischen Körper unterworfen sind.

Weit schwieriger schon ist es die Geseze zu erforschen, welche das Leben der Organismen beherrschen. Zunächst sind die Organismen außerordentlich empfindlich. Dieselbe Pflanze, oder das nämliche Thier wird sich sehr verschieden entwickeln und schon nach wenigen Generationen wesentlich verschiedene Formen annehmen, je nachdem es nach dem Norden oder nach dem Süden, in ein trockenes oder feuchtes Klima versetzt wird. Ferner reagiren die einzelnen Organismen auf die nämliche Einwirkung häufig sehr verschieden. Dieselbe Dosis eines Medikamentes an drei an der nämlichen Krankheit leidende Patienten verabreicht, kann unter Umständen sehr verschiedene Erfolge erzielen, sie kann das eine Individuum seiner Genesung entgegenführen, dem Zweiten wenig oder gar nichts helfen, das dritte Individuum möglicher Weise umbringen. Ich bin sehr gern bereit zuzugeben, daß diese ungleiche Reaktion nur eine scheinbare ist, weil wir die Zusammensetzung oder die innere Beschaffenheit der Organismen nicht genau kennen und nicht leicht ermitteln können, allein hierin liegt eben die Schwierigkeit. Wir sehen, daß die Organismen auf die nämliche Einwirkung sehr ungleich reagiren, wir sind — wenigstens bisher — nicht im Stande die Gründe dieser ungleichen Reaktion genau und vollständig zu eruiren, es fällt uns daher ungeheuer schwer die Geseze zu finden, denen die Organismen unterworfen sind, d. h. wir sind heute noch nicht in der Lage in allen Fällen mit apodiktischer Gewißheit sagen

zu können: „wenn Dies oder Jenes geschieht, so muß sich dieser Organismus so oder so verhalten“.

Alle diese Schwierigkeiten sind jedoch ein wahres Kinderspiel gegenüber den Schwierigkeiten, die sich ergeben, wenn man es mit denkenden Menschen zu thun hat und die Gesetze erforschen soll, denen die geistige Entwicklung unterliegt. Der Arzt z. B. weiß, daß der Organismus, wenigstens in der Regel, auf dasselbe Medikament in der nämlichen Weise reagirt, für ihn kann somit in den meisten Fällen nur die Dosis in Frage kommen, die er seinem Patienten verabreichen soll. Wie aber verhält es sich mit der sogenannten psychischen oder geistigen Reaktion? Betrachten wir z. B. vier verschiedene Personen, die in Noth und Elend gerathen. Der Eine wird durch die Noth zur größten Energie und Anspannung seiner Kräfte angespornt und es gelingt ihm sein Mißgeschick zu überwinden. Der Zweite wird in dumpfes Dahinbrüten versinken, der Dritte wird stehlen oder betrügen, der Vierte wird zum Selbstmord getrieben. Und nicht nur die Individuen, auch ganze Völker verhalten sich gegenüber den gleichen Einwirkungen oft sehr verschieden. In dieser Beziehung möchte ich nur an den gewaltigen Unterschied zwischen uns Oesterreichern und den Franzosen erinnern. Wir Oesterreicher wurden im Kriege von 1866 von den Preußen besiegt, mußten an dieselben eine bedeutende Kriegskontribution zahlen und haben eine schöne Provinz an Italien verloren, kurz es erging uns 1866 fast genau so, wie es Frankreich in den Jahren 1870 und 1871 erging, und doch welcher gewaltiger Unterschied! Wir mußten uns, wie es ernst und ruhig denkenden Männern ziemt, in unser Geschick zu fügen und stehen heute unseren ehemaligen Gegnern als aufrichtige und treue Freunde und Bundesgenossen gegenüber, während in Frankreich fast jedes Kind nach „Revanche“ lechzt.

Mit einem Worte wir können nie mit Gewißheit in vor-
hinein angeben, wie irgend ein Umstand auf den Gedankengang

eines Menschen oder eines ganzen Volkes einwirken wird. Sa, wären wir im Stande in die geheimnißvolle Werkstätte des menschlichen Denkens und Empfindens einzudringen, wüßten wir, was in den Nerven- und Gehirnzellen vorgeht, wie sie die äußeren Eindrücke verarbeiten und wie dies jenen Vorgang beeinflusst, den wir Denken nennen, dann allerdings wäre es ein Leichtes die Gesetze zu erforschen, denen das sog. geistige Leben des Menschen unterworfen ist. So aber stehen wir draußen, wir wissen nicht, was „drinn“, in den Köpfen unserer Mitmenschen vorgeht, wir sehen lediglich ihre Handlungen, d. i. die Resultate jenes Denkprozesses und sollen aus diesen Resultaten den Vorgang erschließen, der sich drinn im Verborgenen abspielt hat. An sich wäre die Lösung dieser Aufgabe nicht so schwer, die Schwierigkeit liegt aber namentlich darin, daß niemals ein Umstand allein auf den Menschen einwirkt, sondern daß jedesmal die verschiedenartigsten Einflüsse gleichzeitig einwirken und daß es daher ungeheuer schwierig ist zu sagen: diese oder jene Handlung eines Menschen sei das Resultat just dieses oder jenes äußeren Eindruckes, oder umgekehrt zu sagen: dieser Umstand muß so und so auf das Verhalten der Menschen einwirken.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen dies durch ein Beispiel illustriere. Nehmen wir an, daß in irgend einem Lande die Biersteuer beispielsweise erhöht werde und legen wir uns die Frage vor, welche Wirkungen die Erhöhung dieser Steuer auf die wirtschaftlichen Verhältnisse dieses Landes ausüben wird. Glauben Sie, daß diese Frage sich in voraus beantworten läßt? Am wahrscheinlichsten allerdings ist es, daß die erhöhte Steuer eine Steigerung der Bierpreise nach sich ziehen wird und daß in Folge dessen der Bierkonsum eine Verringerung erfahren wird, indeß muß diese Folge nicht nothwendig eintreten. Es ist nämlich ebenso gut möglich, daß ungeachtet des gestiegenen Bierpreises der Bierkonsum keine Einschränkung erfährt, weil

der Volkswohlstand in der Zwischenzeit gestiegen ist und die Bevölkerung sich den Luxus erlauben darf das theuere Bier in demselben Maße zu konsumiren wie früher das billigere. Es ist ferner möglich, daß die erhöhte Steuer das Bier nicht vertheuert, weil sie die Energie der Bierbrauer weckt und sie veranlaßt den Betrieb zu vervollkommen und Verbesserungen einzuführen, die sie in den Stand setzen das Bier ungeachtet der erhöhten Steuer ebenso billig herzustellen wie früher. Es ist endlich möglich, daß das Bier nicht im Preise steigt, weil zufällig gleichzeitig die Produktionskosten (die Preise des Malzes, des Hopfens, des Brennmaterials, die Arbeitslöhne &c.) entsprechend gesunken sind.

Sie können, Meine Herren, aus diesem einen Beispiele entnehmen, wie komplizirt sich die Dinge auf volkswirtschaftlichem Gebiete gestalten und wie schwer es ist die Gesetze zu finden, nach denen ein Volk in seinem wirtschaftlichen Handeln auf bestimmte äußere Einwirkungen reagirt, d. h. die Gesetze zu finden, denen das wirtschaftliche Handeln der Menschen unterliegt. Der einzige Weg, der zum Ziele führt, ist die möglichst genaue Beobachtung, allein auch diese ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, weil die Beobachtung wohl lehrt, wie ein Mensch gehandelt hat, eine vergangene Handlung aber keinen zuverlässigen Anhaltspunkt dafür bietet, wie dieser Mensch (beziehentlich dieses Volk) das nächste Mal handeln wird. Vergewärtigen wir uns nochmals den eben erwähnten Fall und nehmen wir an, daß die erhöhte Biersteuer die Energie der Bierbrauer weckt und sie veranlaßt Verbesserungen im Betriebe einzuführen, so daß die Bierpreise ungeachtet der gestiegenen Steuer nicht in die Höhe gehen: Glauben Sie etwa, daß man aus dieser Thatsache den Schluß ziehen darf, daß die nächste Erhöhung der Steuer die nämliche Wirkung haben und die Bierbrauer wieder veranlassen werde auf Verbesserungen ihres

Betriebes zu finnen? Mir will es scheinen, daß eine derartige Schlußfolgerung mehr als übereilt wäre.

Mit einem Worte, es gehört zu den schwierigsten Aufgaben die Gesetze zu erforschen, denen das sog. geistige Leben des Menschen unterliegt (und die wirthschaftliche Thätigkeit bildet einen Theil dieses geistigen Lebens) und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die betreffenden Wissenschaften und darunter auch unsere Disziplin von einer Kenntniß dieser Gesetze noch so unendlich weit entfernt sind. Was wir heute in der Nationalökonomie als „Gesetze“ bezeichnen, sind — wie Gustav Cohn in seiner Antrittsvorlesung „Ueber die Nationalökonomie und ihre Stellung im Kreise der Wissenschaften“ (Berlin, 1869, S. 14) sehr richtig bemerkt — keine Gesetze der Nothwendigkeit, sondern lediglich sog. Gesetze der Wahrscheinlichkeit, d. h. wir nehmen an, daß die Menschen unter diesen oder jenen Umständen „wahrscheinlich“ so oder so handeln werden, ob sie aber wirklich so handeln werden, das ist eine Frage, die wir nie mit unbedingter Gewißheit in voraus beantworten können.

Das Ergebnis unserer Untersuchung war allerdings ein theilweise negatives, indem es uns zu dem Resultate geführt hat, daß die heutige Nationalökonomie noch weit davon entfernt ist als eine fertige Wissenschaft gelten zu können. Indes glaube ich, daß dieses Resultat weit mehr geeignet ist die Energie des Forschers anzuspornen statt sie zu lähmen, denn je weiter unsere Disziplin von ihrem letzten Ziele entfernt ist, um so lohnender scheint mir das Bestreben sie zu fördern und sie ihrem Ziele näher zu rücken.

Und nun, meine Herren, gestatten Sie mir noch mich dem zweiten Theile meiner heutigen Aufgabe zuzuwenden und in Kürze die Frage zu erörtern, welche Stellung die Nationalökonomie im Systeme der Wissenschaften einnimmt.

Man pflegt mitunter die Wissenschaften einzutheilen in die Naturwissenschaften einerseits und die Menschheits- oder Geistes-

wissenschaften andererseits. Indes scheint mir eine derartige Eintheilung den subjektiven Standpunkt etwas zu stark in den Vordergrund zu schieben, sie läuft nämlich darauf hinaus, daß wir die Wissenschaften eintheilen in solche, die von Demjenigen handeln, was außer uns vorgeht, und in Wissenschaften, die dasjenige zum Gegenstande haben, was in uns Menschen sich abspielt. Und eine derartige Eintheilung scheint mir das Wesen der Sache eben so wenig zu erfassen wie die bekannte Eintheilung des Thierreiches in die „nützlichen“ und die „schädlichen“ Thiere, oder wie die Eintheilung der Religionen in die „wahren“ und „falschen“, wobei es fraglich bleibt, wer denn kompetent ist zu entscheiden, welcher Glaube der richtige, welcher der unrichtige sein soll. Weit richtiger scheint es mir zu sein, wenn man den Eintheilungsgrund nicht dem eigenen „Ich“, sondern der Sache entnimmt.

Die Wissenschaften haben die Aufgabe die verschiedenen Wissensgebiete, d. h. Dasjenige zu erforschen, was uns wissenschaftlich erscheint und demgemäß zerfallen die Wissenschaften je nach den verschiedenen Forschungsgebieten, d. i. je nach den Dingen, die wir ergründen wollen, in verschiedene Gruppen, und die Eintheilung der Dinge, die wir beobachten, scheint mir von selbst gegeben. Wir unterscheiden bekanntlich die sogenannten anorganischen Körper, die sogenannten Organismen und das sogenannte psychische oder geistige Leben. Demgemäß würde ich die verschiedenen Disziplinen eintheilen:

1. in die Wissenschaften, welche die sogenannten anorganischen Körper oder die anorganische Natur zum Gegenstand haben,
2. in die Wissenschaften, welche die sogenannten Organismen behandeln, und
3. in die Wissenschaften von dem sogenannten psychischen oder geistigen Leben, und zwar gleichgültig ob sich es hierbei um das psychische Leben der Thiere oder der

Menschen handelt. Will man dann die ersten beiden Gruppen als Naturwissenschaften im engeren Sinne zusammenfassen, so ist dagegen wohl nicht viel einzuwenden, nur muß man sich dabei stets gegenwärtig halten, daß auch das sogenannte psychische oder geistige Leben ein Vorgang ist, der sich in der Natur abspielt, und daß auch die Disziplinen, die dieses Gebiet zu ergründen streben, zu den Naturwissenschaften im weiteren Sinne des Wortes gehören.

Demgemäß würden zu der ersten Gruppe der Wissenschaften gehören: die Geologie, die Astronomie, die Chemie, die Physik die Mineralogie, die Meteorologie u. Der zweiten Gruppe wären zuzuweisen die Botanik, die Zoologie und diejenigen Disziplinen, welche heute den Inbegriff des medizinischen Studiums bilden, in so fern sie eben als „Wissenschaft“ und nicht als „Kunst“ anzusehen sind. In die dritte Gruppe endlich fallen diejenigen Wissenschaften, welche das geistige Leben des Individuums oder der Gesellschaft zum Gegenstande haben. Zu den ersteren würde ich rechnen: die Logik als die Wissenschaft von den Gesetzen unseres Denkens im Allgemeinen, die Mathematik als die Wissenschaft von den Gesetzen, denen diejenige besondere Denkhätigkeit unterliegt, welche wir „zählen“ beziehentlich „messen“ nennen, endlich die Psychologie, falls diese Disziplin nicht etwa der Domäne des Physiologen zuzuweisen wäre. Die Gesellschaftswissenschaften andererseits umfassen meines Erachtens: die Geschichte, und zwar die politische wie die Kulturgeschichte, die Sprachwissenschaften, die Kunstwissenschaften (Kunstgeschichte, Aesthetik, Technologie), die Ethik (nach Thering's geistvoller Auseinandersetzung), die Religionswissenschaft, die Rechts- und Staatswissenschaften, die — heute allerdings noch ziemlich nebulöse — Soziologie u. dergl. m.

Was speziell die Nationalökonomie anbelangt, so gehört dieselbe bekanntlich zu den Rechts- und Staatswissenschaften,

und ist damit ihre Stellung im Systeme der Wissenschaften genügend präzisirt. Wenn ich mir trotzdem erlaube, Ihre Geduld noch für einige Minuten in Anspruch zu nehmen, so geschieht es, weil ich noch einige Worte über das Verhältniß der Nationalökonomie einerseits zur Jurisprudenz und andererseits zur Statistik hinzuzufügen hätte..

Das Verhältniß der Nationalökonomie zur Rechtswissenschaft scheint mir ein zweiseitiges zu sein. Auf der einen Seite wird der gesammte Charakter einer gegebenen Volkswirtschaft durch die bestehende positive Gesetzgebung des betreffenden Staates wesentlich beeinflusst, und möchte ich in dieser Beziehung an die geistreichen Auseinandersetzungen von Rodbertus über die Vertheilung des Nationalproduktes zwischen den Arbeitern und den Kapitalisten, Grundbesitzern und Unternehmern in Folge der bestehenden Institution des privaten Eigenthums erinnern. Demgemäß hat denn die Wissenschaft der Nationalökonomie die Aufgabe diesen Einfluß der positiven Gesetzgebung auf die Gestaltung der betreffenden Volkswirtschaft nachzuweisen. Umgekehrt darf man aber bis zu einem gewissen Grade sagen, daß die herrschende Rechtsgesetzgebung ein Produkt der thatsächlich bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse ist, d. h., daß die herrschende Rechtsordnung lediglich diejenige Ordnung gesetzlich sanktionirt, welche sich durch die wirklich vorhandenen wirtschaftlichen Bedürfnisse und Verhältnisse im Volke von selbst herausgebildet hat. — Was ist beispielsweise unser geltendes Handelsgesetzbuch Anderes als die gesetzliche Sanktion derjenigen Usancen, die der Handelsstand von selbst erzeugt hat? Es ist daher andererseits auch wieder die Aufgabe der Nationalökonomie, speziell der Wirtschaftsgeschichte, die Ursachen zu zeigen, warum die Wirtschaftsgesetzgebung bei den verschiedenen Völkern im Laufe der Zeit just diese und keine anderen Formen angenommen hat. — Beiläufig bemerkt, ein

Gebiet, auf dem noch bei Weitem mehr zu leisten ist als bisher geleistet wurde.

Was endlich das Verhältniß der Nationalökonomie zur Statistik betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß diese letztere Disciplin — ich meine jene Statistik, die es mit der Vergleichen der Zahlen zu thun hat, jene Disziplin, die man häufig als „Methode statistischer Forschung“ u. dergl. bezeichnet — eine der wesentlichsten Hilfsdisziplinen der Nationalökonomie bildet. Ich habe vorhin bemerkt, daß der einzige Weg, um die Gesetze des wirthschaftlichen Handelns der Menschen zu ergründen, die Massenbeobachtung ist, und Massenbeobachtung ist Statistik in diesem Sinne. Allein als eine Wissenschaft kann ich mit Ingram („Die nothwendige Reform der Volkswirtschaft“, deutsch von Scheel, Jena 1879, S. 33) diese Art der Statistik nicht anerkennen, weil kein einziges jener Merkmale, die ich in die Definition der Wissenschaft aufnehmen zu sollen glaubte, für dieselbe zutrifft. Die Statistik in diesem Sinne befaßt sich damit die Daten oder Zahlen gewisser Vorkommnisse zusammen zu stellen und aus den Schwankungen in diesen Ziffernreihen die Ursachen zu ermitteln, die diesen Veränderungen zu Grunde liegen. Das aber ist keine Wissenschaft, sondern eine „Kunst“, und zwar die Kunst jene Ziffern zu lesen und sie richtig zu deuten, ebenso wie es eine Kunst ist den Plan eines Hauses oder eine sonstige technische Zeichnung richtig zu verstehen und darnach den betreffenden Gegenstand — sei dieser nun ein Haus oder eine Maschine — genau auszuführen und herzustellen.

Und daß die Statistik in diesem Sinne wirklich keine Wissenschaft, sondern eine Kunst ist, geht schon aus der Thatsache hervor, daß dieselbe Art der „statistischen Forschung“ in den heterogensten Wissenschaften Anwendung findet. Wollen wir beispielsweise die Gesetze des Witterungswechsels erforschen, so haben wir keinen anderen Weg hiezu, als die Massenbeobach-

tung über die Luftströmungen, den Barometerstand, die Temperatur der Luft, die Menge der Niederschläge, den Grad der Ummölkung des Himmels und dergl. Das Alles berechtigt uns aber noch nicht von einer „Wissenschaft“ der Wetterstatistik zu sprechen. Die Wissenschaft, welche die Geseze des Witterungswechsels zu erforschen trachtet, heißt vielmehr „Meteorologie“ und sie bedient sich der „Methode“ der statistischen Forschung um aus den Schwankungen in den verschiedenen Ziffernkolonnen möglicher Weise einige Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, ob nicht etwa ein gewisser Zusammenhang beispielsweise zwischen den Windströmungen und den Regenmengen oder dergl. vorliegt. Und wenn etwa der Physiolog die Ursache (Geseze) der Knaben- und Mädchengeburten zu ermitteln bemüht ist und wenn er zu diesem Behufe statistische Beobachtungen über das Geschlecht der Neugeborenen einerseits und der Altersverhältnisse der Eltern andererseits und dergl. anstellt um jenem geheimnißvollem Walten der Naturkräfte auf die Spur zu kommen, so sind wir auch wieder nicht berechtigt von einer „Wissenschaft“ der Geburtenstatistik oder der Bevölkerungsstatistik und dergl. zu sprechen, sondern die fragliche Wissenschaft heißt „Physiologie“, die sich dieses Mal des Mittels der statistischen Forschung bedient hat, ebenso wie sie sich ein anderes Mal der Auskultation und Perkussion oder des Mikroskops bedient. Mit einem Worte, die Statistik, die sich mit der Vergleichung der Zahlen befaßt, ist keine Wissenschaft, sondern eine für sich bestehende Kunst, die sich in den Dienst der verschiedenartigsten Wissenschaften stellt, ebenso wie die Photographie nicht aufhört eine Kunst zu sein, wenn sie sich beispielsweise in den Dienst der Strafgerichtspflege, oder der Astronomie oder der medizinischen Wissenschaften und dergl. stellt.

Ich wiederhole, meine Herren, was ich bereits früher erwähnte: Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß die Statistik, weil sie eine Kunst ist, weniger Werth habe als irgend eine

Wissenschaft, oder daß sie als Kunst nicht in den Kreis derjenigen Disziplinen gehöre, die an den Universitäten gelehrt werden sollen. Die Universitäten — wie beispielsweise die Stiftungsurkunde unserer Hochschule ausdrücklich verfügt — sind Pflegestätten der „Wissenschaften und Künste“ und wollten Sie die Statistik, weil sie keine Wissenschaft, sondern eine Kunst ist, aus dem Lehrplane der Universitäten streichen, so müßten Sie aus dem nämlichen Grunde eine Reihe der medizinischen Disziplinen gleichfalls aus den Hörsälen der Universitäten verbannen, denn Alles in der Medizin, was auf die Behandlung der Kranken abzielt, ist keine Wissenschaft mehr, sondern Kunst.

Ich habe nicht ohne Absicht und guten Grund gerade dieses Thema zum Gegenstande meiner heutigen, allerdings nur kurzen und flüchtigen Erörterung gemacht, weil ich speziell, Sie, meine jungen Freunde, darauf aufmerksam machen wollte, daß Ihnen hier an der Hochschule nicht eine bestimmte Summe fertiger Kenntnisse geboten wird, die Sie sich lediglich anzueignen brauchen, um sodann als gerüstete Kämpfer hinaus zu treten in's praktische Leben. Nein, Sie sollen wissen, daß die Wissenschaften heute noch sehr, sehr weit von ihrem letzten Ziele entfernt sind, daß bis dahin noch ein weiter dornenvoller Weg zurück zu legen ist. Sie sollen wissen, meine Herren, daß Sie die Universität nicht beziehen als bloß passive Mitglieder, die lediglich aufzunehmen haben, was ihnen hier fertig geboten wird; Sie sollen vielmehr lernen mitzuarbeiten an der Aufgabe, die wir — Ihre Lehrer — uns gestellt haben, an der Erforschung der Wahrheit. Diese Aufgabe endet für Sie nicht an dem Tage, da Sie die Universität verlassen. Sie dürfen, wenn Sie dereinst hinaustreten in's praktische Leben, sei es als Priester, sei es als praktische Juristen, sei es als Lehrer der Jugend sich nicht hingeben dem selbstgenügsamen Behagen an dem, was Sie hier erworben haben. Wer nicht vorwärts schreitet — dessen bitte ich Sie eingedenk zu sein in Ihrem ferneren Leben — der geht zurück

und nur, wenn Sie unablässig bemüht sein werden, weiter zu forschen und den Kreis Ihrer Kenntnisse immer weiter und weiter auszudehnen, wird es Ihnen gelingen zu wirken: zum Ruhme der Universität, aus der Sie hervorgegangen, zum Heile des Staates, dem wir angehören, zur Ehre des erlauchten Stifters unserer Alma mater, dessen Namenstag wir heute festlich begehen. —

Das walte Gott!

Anmerkung der Verlags-handlung.

Ausnahmsweise ist diese Rede so wie sie gehalten wurde, mit allen directen Anreden u. wiedergegeben, weil der Herr Verfasser dies zur Bedingung gemacht hatte und dieser Beitrag sonst der Sammlung entgangen wäre.